

Franz Liszt · Das Vorspiel des »Lohengrin«

Wagner hat der Ouvertüre zum »Tannhäuser« den Umfang einer großen symphonischen Composition gegeben und obgleich die hervorragenden Motive der Oper, der Pilgergesang, das Tannhäuserlied mit dem Gesang der Venus und der übrigen Venusbergmusik ihren ganzen Bestand ausmachen, so kann doch diese Ouvertüre nichtsdestoweniger als ein besonderes Werk betrachtet werden, welches, vom übrigen getrennt, seinen innern Werth immer behalten und selbst von Denen verstanden und bewundert werden könnte, die das Drama, dessen herrliches Resumé sie ist, nicht kennen. Anders verhält es sich mit dem Vorspiel des »Lohengrin«. Zu kurz – denn es hat nur 75 Tacte – um einzeln aufgeführt zu werden, ist es nur eine Art Zauberformel, die gleich einer geheimnißvollen Einweihung unsere Seelen zum Anschauen ungewohnter und über die Empfindungen unseres irdischen Lebens erhabener Dinge vorbereitet. Es offenbart uns das mystische, im Stück immer gegenwärtige und immer verborgene Element, das göttliche Geheimniß, die übernatürliche Triebfeder des höchsten Gesetzes des Schicksals der Personen und der Kette der Begebenheiten, die wir sehen sollen. Um uns die unbeschreibliche Macht des Geheimnisses zu erklären, zeigt uns Wagner zuvörderst die unsägliche Schönheit des Heiligthums, das ein Gott bewohnt, der die Unterdrückten rächt und einen demüthigen Glauben von seinen Getreuen fordert. Er läßt uns den hl. Gral erkennen; er läßt vor unseren Augen diesen Tempel von Aloeholz mit den duftenden Wänden, mit den goldenen Pforten, mit den Wölbungen von Onyx, mit den Vorhöfen von Opal sich abspiegeln, deren strahlende Eingänge nur von Denen erreicht werden, deren Herz hoch, und deren Hände rein sind. Doch nicht in seiner majestätischen Größe läßt er ihn uns sehen, sondern abspiegelt in einer azurnen Welle oder zurückgestrahlt von einem Regenbogengewölk. Im Anfang ist es ein breiter, stiler See / ruhiger Melodie, der sich ausbreitet, das heilige Bild in seinem Nebel unseren irdischen Augen zu zeichnen: – eine Wirkung, die den Violinen allein, an acht Pulte vertheilt, anvertraut ist, und die nach wenigen Tacten harmonischer Töne in den höchsten Noten ihres Registers das Motiv anstimmen. Nach den Violinen wird es von den sanftesten Blasinstrumenten wiederholt; die herzutretenden Hörner, Fagotte, Violoncelle und Bässe bereiten den Eintritt der Trompeten und Posaunen vor, die die Melodie zum vierten Mal, und zwar mit einem so blendenden Glanz des Colorits wiederholen, daß wir in diesem Augenblick den heiligen Tempel vor unseren geblendeten Augen in seiner ganzen Herrlichkeit glänzen zu sehen glauben. Aber wie ein flüchtiger Himmelschein verlöscht schnell das lebendige Funkeln, das so allmählig zum Glanze des Sonnenstrahls angewachsen war. Der durchsichtige Dunst der Wolken schließt sich wieder, die Erscheinung verschwindet nach und nach in demselben farbigen Weihrauch, in dessen Mitte sie erschienen war, und das Stück endigt mit den ersten sechs, noch ätherischer gewordenen Tacten. Der Charakter geheimnißvoller Uebernatürlichkeit ist hauptsächlich durch das immer beibehaltene Pianissimo im Orchester wiedergegeben, welches kaum durch den kurzen Moment unterbrochen wird, wo die Blechinstrumente die wunderbaren Klänge des einzigen Motivs dieser Einleitung im höchsten Glanze ertönen lassen. – Dies ist das Bild, das sich beim Anhören dieses merkwürdigen Andantes unseren bewegten Sinnen darstellt. Schwer wäre es, die Empfindungen zu beschreiben, die dabei geweckt werden, und die sich den hinreißendsten Entzückungen, die unsere Herzen nur irgend fassen können, nähern. Wenn Dante, um uns die Seligkeiten des letzten Himmels zugleich mit seinen Schönheiten begreiflich zu machen, die Chöre der glücklichen Seelen, gruppirt und gedrängt in unzähliger



Menge, den Blättern einer Rose vergleicht, die sich alle zu einem Mittelpunkt neigen, so möchten wir, da der hinterlassene Eindruck dieser Töne nur durch ein anderes Bild sich übersetzen läßt, fast sagen, daß man von den geheimnißvollen Höhen des Feuerhimmels herabzusteigen glaubt, daß sie der ascetischen Trunkenheit gleichen, die gewiß in uns der Anblick der mystischen Blumen des Himmelsreichs wecken würde, die ganz Seele, ganz Göttlichkeit sind und in ihrer Umgebung ein Glück voll süßen Schauers verbreiten. Die Melodie erhebt sich anfangs wie der schwache, lange und schmale Kelch einer einblättrigen Blume, um sich sogleich zu einer breiten Harmonie zu öffnen, auf welcher sich feste Hauptpunkte in einem Gewebe von so unfühbarer Feinheit zeichnen, daß der durchsichtige Flor von einem himmlischen Hauche geschwellt zu sein scheint; nach und nach verwischt sich das Colorit und zerfließt in verschwimmender Erschlaffung, bis sich Alles in unmerkliche Düfte verflüchtigt, die uns wie ein Hauch vom Wohnorte der Gerechten anfächeln.